

HARUN MAYE

DIE UNSICHTBARE HAND –
ZUR GESCHICHTE EINER POPULÄREN METAPHER

Kurz vor der weltweiten Finanzkrise, die im Frühsommer 2007 mit der Immobilienkrise in den USA begann und im Zusammenbruch der Investmentbank Lehman Brothers im September 2008 ihren Höhepunkt erreicht hatte, wiederholte Alan Greenspan einen bekannten Gemeinplatz: Die relative ökonomische Stabilität, die wir erfahren, so Greenspan, habe ihre Ursache darin, dass eine unsichtbare Hand weltweit ihre wohltuende Wirkung zeige.¹ Bissige Zeitungskommentare, die während und nach der Krise gerne aus Greenspans Autobiografie zitiert haben, ließen sich das Wortspiel nicht entgehen, dass diese Hand jetzt sehr sichtbar zurückgeschlagen habe. Solche Wortspiele werden möglich aufgrund der mehrfachen Bedeutung einer Metapher, die bereits im 18. Jahrhundert zu einem geläufigen Topos geworden ist. Aber dort, wo man sie am ehesten vermuten würde, kann man die unsichtbare Hand nur selten antreffen, denn in der Nationalökonomie des 18. und 19. Jahrhunderts spielt sie allenfalls eine Nebenrolle. Dennoch ist die Rede von der ‚unsichtbaren Hand des Marktes‘ eine sehr populäre Wendung geworden. Wie konnte eine so marginale Erwähnung einen so großen Nachruhm erlangen? Adam Smith erwähnt in seiner voluminösen Abhandlung über *Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker* die unsichtbare Hand tatsächlich nur an einer einzigen Stelle. In seinen gesammelten Werken kommt die Metapher insgesamt nur dreimal vor. Nirgends ist im Zusammenhang mit ihr von der Funktion des Kapitalismus oder dem Mechanismus des freien Marktes die Rede. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die Metapher der unsichtbaren Hand zunächst nicht im Zentrum eines nationalökonomischen, sondern eines verschwörungstheoretischen Diskurses steht. Es kann keine Rede davon sein, dass an die Stelle eines ehemaligen Gottvertrauens ein System-, Prozess- oder Funktionsvertrauen getreten wäre. Ganz im Gegenteil ist die Metapher noch ganz von der Tradition einer überkommen geglaubten Schicksalssemantik geprägt, und erweist sich bei genauer Lektüre als ein Widerspruch zwischen dem, was sie darstellt und dem, was sie zu denken geben soll.

¹ Alan Greenspan, *Mein Leben für die Wirtschaft*, Frankfurt/M., New York, 2007, S. 406 und S. 529.

I. Die unheimliche Hand der Nationalökonomie

Nachdem er die Grundprinzipien des Merkantilismus abgehandelt hat, erörtert Smith im zweiten Kapitel des vierten Buches von *Wealth of Nations* die Vor- und Nachteile einer Importbeschränkung für ausländische Güter. Smith vertritt hier erstens die Ansicht, dass Schutzzölle kein produktives Instrument einer Volkswirtschaft sind und zweitens, dass das Gewinnstreben des Investors sich im Einklang mit dessen Sicherheitsbedürfnissen entwickelt, der Kaufmann also eher in den sicheren Binnenhandel anstatt in ausländische Märkte investiert und dadurch das Volkseinkommen vermehrt, obwohl er nur an seinen eigenen Vorteil denkt:

In der Regel hat er freilich weder die Absicht, das Gemeinwohl zu fördern, noch weiß er, wie sehr er es fördert. Wenn er die heimische Erwerbstätigkeit der ausländischen vorzieht, denkt er nur an seine eigene Sicherheit; und wenn er diese Erwerbstätigkeit so ausrichtet, dass die größte Wertschöpfung erfolgt, denkt er nur an seinen eigenen Vorteil, und dabei wird er, wie in vielen anderen Fällen auch, von einer unsichtbaren Hand geleitet, einem Zweck zu dienen, der nicht in seiner Absicht lag. [...] Indem er sein eigenes Interesse verfolgt, fördert er häufiger das der Gesellschaft wirksamer, als wenn er sich tatsächlich vornimmt, es zu fördern. Ich habe nie gehört, dass diejenigen viel Gutes bewirkt hätten, die vorgeben, im Interesse des allgemeinen Besten zu handeln.²

Hier geht es nicht um den Markt, sondern um den Zusammenhang der Sicherheits- und Profitinteressen des Kaufmanns mit dem Wohlstand des Gemeinwens. Zölle und Importverbote schränken nicht nur die Freiheiten und den Wohlstand des Einzelnen ein, sondern seien auch schädlich für das allgemeine Wohl, dem gerade durch den Egoismus der Bürger viel eher gedient sei als durch die Regierungskunst von Staatsmännern. „Ohne jedes Dazwischentreten des Gesetzes“, so lautet verkürzt die These, die Smith berühmt gemacht hat, führen die Interessen und Passionen der Menschen sie natürlicherweise dazu, das Vermögen so zu verteilen, „wie es dem Interesse der ganzen Gesellschaft am besten entspricht“.³ Die unsichtbare Hand des Systems wird jener sichtbaren Hand des Gesetzgebers entgegengesetzt, die „Privatpersonen die Art und Weise der Verwendung ihres Kapitals“ vorschreiben möchte. Diese Verantwortung, so Smith, wäre nirgends so gefährdet wie in den Händen einer Regierung, die „töricht und vermessen genug wäre, sie sich zuzutrauen“.⁴ Doch solche Sprachspiele sind gefährlich, denn wer von den sichtbaren Händen des Monarchen dazu verführt wird, eine unsichtbare Hand ins Spiel zu bringen, wirft damit zwangsläufig die Frage auf, wem diese Hand gehört.⁵ Die

² Adam Smith, *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker*, hg. v. Erich W. Streissler, Tübingen, 2005 [1776], S. 467.

³ Ebd., S. 619.

⁴ Ebd., S. 467.

⁵ Nicht umsonst findet der Boom der Verschwörungstheorien um 1776 einen ersten Höhepunkt. Neben dem Hauptwerk von Adam Smith, das in diesem Jahr veröffentlicht wurde, er-

Antwort, dass es sich um die Hand eines Systems oder gar der Vernunft handelt, kann kaum überzeugen, denn die Rede von einer unsichtbaren Hand, die in ein Geschehen lenkend eingreift, evoziert sofort die Vorstellung eines Körpers oder einer Körperschaft, dem oder der diese Hand gehört. Soziale Systeme oder Vernunftbegriffe haben aber keinen Körper und ihnen kann daher vielleicht nie eine adäquate symbolische Verkörperung gegeben werden.⁶ Die Metapher der unsichtbaren Hand erweist sich als völlig ungeeignet, um die Arbeit eines komplexen sozialen Systems zu veranschaulichen, weil diese Vorstellung weder nach der Form der Reflexion noch im Inhalt mit dem Vorgestellten übereinkommt. Die Arbeit oder Kommunikation eines Systems kann nicht adäquat als menschliche oder übernatürliche Hand(lung) vorgestellt werden, weil ein avancierter Systembegriff per definitionem den Begriff der Handlung ausschließt.⁷

An diese Einsicht schließt auch Smith an, wenn er feststellt, dass weder der einzelne Kaufmann noch die Regierung die wirtschaftlichen Zusammenhänge in einem Maß überblicken, das ausreicht, um im Interesse des allgemeinen Besten handeln zu können. Dennoch meint Smith – offenbar bemüht, ein anschauliches Gegenbild zur sichtbaren Hand des Monarchen finden zu wollen – diese ökonomischen Zusammenhänge als Tätigkeit einer unsichtbaren Hand symbolisieren zu können. Im Zeitalter der klassischen Souveränität, so könnte man den von Smith entwickelten Gedanken pointiert zusammenfassen, gab es noch einen bestirnten Himmel *über* dem Souverän, der uneinsehbar war und sich dessen Regierung entzog. Der Souverän selbst wurde durch dieses uneinsehbare Schicksal, durch die Hand der Vorsehung, regiert. Seit Adam Smith kann man hingegen davon reden, dass dieser Himmel zunehmend leer geworden ist und an dessen Stelle die moralischen und ökonomischen Gesetze einer unsichtbaren Hand *unterhalb* des Souveräns getreten sind, deren Verlauf und Inhalte ihm aber ebenso uneinsichtig sind wie ehemals die göttliche Vorsehung. Folglich soll die gerechte Verteilung und auch die Vermehrung des Vermögens einem System überlassen werden, an dem jeder teilnehmen, aber in das niemand eingreifen soll, da die Folgen nicht berechenbar sind und daher jeder äußere Eingriff gefährlich ist. Adam Smith gibt in seiner zweiten großen

blickte auch der Illuminatenorden das Licht der aufgeklärten Welt. Die Vorstellung, dass nichts ist, wie es scheint, alles aber auf rätselhafte Weise miteinander verbunden ist, dient im ausgehenden 18. Jahrhundert offenbar zur Orientierung in einer Welt, die ihre tradierten metaphysischen Überzeugungen aufgegeben hatte, ohne diese Leerstelle überzeugend füllen zu können. Einführend dazu ist Jakob Tanner, „The Conspiracy of the Invisible Hand. Anonymous Market Mechanisms and Dark Powers“, in: *New German Critique* 35, 1 (2008), S. 51-64.

⁶ Vgl. dazu den berühmten § 59 in Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, hg. v. Karl Vorländer, Hamburg, 1993 [1790], S. 211-215 (B 254-260); sowie die Ausführungen von Susanne Lüdemann, *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*, München, 2004.

⁷ Vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M., 1984, S. 191-241.

Monografie über die *Theorie der moralischen Gefühle* noch ein weiteres Beispiel für die Wirkungsweise der unsichtbaren Hand. Dieses Beispiel besagt, dass es nicht auf die Nächstenliebe oder den guten Willen der wenigen Wohlhabenden ankommt, die große Mehrheit der Bevölkerung an ihren Gütern teilhaben zu lassen, damit der Wohlstand einer ganzen Nation möglich wird, sondern dass das Streben nach Gewinnmaximierung und Luxus automatisch zum Wohlstand der Vielen beiträgt:

Der Ertrag des Bodens erhält zu allen Zeiten ungefähr jene Anzahl von Bewohnern, die er zu erhalten fähig ist. Nur dass die Reichen aus dem ganzen Haufen dasjenige auswählen, was das Kostbarste und ihnen Angenehmste ist. [...] Von einer unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustande gekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihre Bewohner verteilt worden wäre; und so fördern sie ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, das Interesse der Gesellschaft und gewähren die Mittel zur Vermehrung der Gattung. Als die Vorsehung die Erde unter eine geringe Zahl von Herren und Besitzern verteilte, da hat sie diejenigen, die sie scheinbar bei ihrer Teilung übergegangen hat, doch nicht vergessen und nicht ganz verlassen.⁸

Smith gibt hier ein klassisches Beispiel für die Produktivität von Nichtwissen und die latente Funktion von Handlungen. Ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, fördern „die Reichen“ das Interesse der Gemeinschaft durch die „maßlose Größe“ ihrer „Begierden“.⁹ Der Wohlstand der Nation ergibt sich buchstäblich hinter dem Rücken der Beteiligten.¹⁰ Zwar soll ein möglichst positiver Aspekt der unvorhergesehenen und unbeabsichtigten Handlungsfolgen hervorgehoben werden, aber Smith ist dennoch nicht blind für die Lücken seiner Argumentation. Denn dass der Egoismus der Einzelnen unter allen Umständen im Interesse der Gesellschaft sein soll, ist nicht plausibel. Es kann keinen Systemautomatismus geben, der Laster in Tugenden verwandelt oder jede Form des Egoismus in Gemeinwohl. Daher wird die Argumentation teleologisch abgesichert, indem die unsichtbare Hand ganz deutlich als Hand der

⁸ Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle*, hg. v. Walter Eckstein, Hamburg, 2004 [1759], S. 316 f. Smith' Theorie der Sympathie fungiert als moralphilosophische Einbettung der politischen Ökonomie, deren Kontingenz und Rationalität durch das Prinzip einer ethischen Vernunft ausgeglichen werden sollen: „Wenn die Zirkulation der Einzelinteressen der Steuerung einer ‚unsichtbaren Hand‘ folgt und damit soziale Ordnung garantiert, so übernimmt die Sympathie darin die Rolle eines generierenden Prinzips, das die empirische Vielzahl der Perspektiven mit der Instanz ihrer Abklärung zusammenhält“, so Joseph Vogl, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München, 2002, S. 92. Der Hinweis ist völlig zutreffend, unterbewertet aber die paradoxe Rhetorik der Metapher zugunsten einer anthropologischen und poetologischen Fragestellung, deren Zentrum der Sympathiebegriff ist.

⁹ Smith (2004), *Theorie der ethischen Gefühle*, S. 317.

¹⁰ Berühmt wurde diese Wendung durch Karl Marx, der immer wieder darauf hingewiesen hat, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse den Beteiligten „in den Rücken geraten“ sind, siehe Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie I*, MEW 23, Berlin, 2008 [1867], S. 59, 121, 169 und passim; vgl. auch den Beitrag von Jens Schröter zum Begriff des „automatischen Subjekts“ in diesem Band.

Vorsehung identifiziert wird, die jedem dasjenige gibt, was ihm zusteht, und dabei niemanden vergisst. In diesem Beispiel wird der latente Providentialismus der Metapher ganz manifest und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass Smith hier weder einen Marktmechanismus beschreibt noch den Begriff der Sympathie oder der Vernunft bemüht, sondern eine übernatürliche Handlungsmacht anruft. In der Forschung werden providentielle Konnotationen in den Texten von Smith üblicherweise marginalisiert oder ignoriert. Dagegen wird hier die These vertreten, dass es sich bei der „unsichtbaren Hand“ weder um eine beliebige, sekundäre Metapher für einen vorgängigen und an sich rationalen Prozesses handelt, der auch ohne schmückende Bildlichkeit auskommt, wie viele Interpreten glauben, noch um eine kleine Schwäche oder Ausnahme in einer eigentlich sauber durchgeführten Argumentation, wie die dritte Stelle verdeutlicht, an der Smith von einer unsichtbaren Hand spricht:

For it may be observed, that in all Polytheistic religions, among savages, as well as in the early ages of Heathen antiquity, it is the irregular events of nature only that are ascribed to the agency and power of their gods. Fire burns, and water refreshes; heavy bodies descend, and lighter substances fly upwards, by the necessity of their own nature; nor was the invisible hand of Jupiter ever apprehended to be employed in those matters. But thunder and lightning, storms and sunshine, those more irregular events, were ascribed to his favour, or his anger.¹¹

Das Zitat stammt aus einer Abhandlung über die Geschichte der Astronomie und steht im Kontext eines Diskurses über den Ursprung der Philosophie. An Stelle von Naturphilosophie, so Smith, hätten die wilden Völker ihren Glauben an Vielgötterei. Jene Metapher, die siebzehn Jahre später zum Wohlstand der Nationen beiträgt, erscheint hier als die unsichtbare Hand eines affektgesteuerten Gottes und verkehrt damit die Rationalisierung und Säkularisierung der Hand Gottes in ihr Gegenteil. Zweimal wird die unsichtbare Hand demnach bei Smith eindeutig einer übernatürlichen Handlungsmacht zugeschrieben und gibt in den angeführten Beispielen weder eine argumentative Lücke im philosophischen System noch einen bloß ironischen Gebrauch der Phrase zu erkennen, sondern verweist auf den literarischen Ursprung der Metapher. Denn die unsichtbare Hand ist eine besonders einflussreiche Variante jener Schicksalsmetaphorik, deren Säkularisierung im 17. und 18. Jahrhundert anschaulich an der zeitgenössischen Romanproduktion beobachtet werden kann. Gerade im Versuch, die aus der Verabschiedung der *Providenz* gewonnene *Kontingenz* sozial und kulturell zu bewältigen, zeige sich, so formuliert es Werner Frick in seiner materialreichen Dissertation, dass zur Sicherung der neuen Postulate und Welterklärungsmodelle

¹¹ Adam Smith, „The History of Astronomy“, in: ders., *Essays on Philosophical Subjects*, hg. v. W. P. D. Wightman und J. C. Bryce, Vol. III of the Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith, Indianapolis, 1982 [1759/1795], S. 49 f. Siehe auch den kurzen, aber instruktiven Artikel von Alec Macfie, „The Invisible Hand of Jupiter“, in: *Journal of the History of Ideas* 32, 4 (1971), S. 595-599.

andere Begründungen als die der überwunden geglaubten Metaphysik der providentiellen Intervention nicht zu Gebote stehen. Das führt zu einer Rückholung des Verdrängten, zu einer mit ‚schlechtem Gewissen‘ vollzogenen Reaktualisierung verabschiedeter Paradigmen.¹²

Erst dieser latente Providentialismus, so lautet die hier verfolgte These, ermöglicht die metaphorische Veranschaulichung und Plausibilisierung von Prozessen, die unsichtbar, ungläubwürdig und nur schwer rationalisierbar sind. Das wohl populärste Sinnbild für die Rationalität der Ökonomie und Selbstregulierung der Märkte ist eine paradoxe Metapher, die ihre Überzeugungskraft ausgerechnet jenem Paradigma verdankt, das sie verabschieden wollte.

Die Hand der Vorsehung, die in bildlicher Darstellung oft aus einem als Licht- oder Wolkensegment figurierten Himmel herabkommt und in das Leben der Menschen eingreift, ist im Alten Testament das Sinnbild für den allmächtig handelnden Gott und damit das wichtigste christliche Gottessymbol in der Spätantike und dem Mittelalter. Geistesgeschichtlicher Hintergrund dieser einflussreichen und ikonografisch weitverbreiteten Vorstellung ist der Gottes- und Weltbegriff der christlichen Metaphysik, in deren Vorstellung eine einheitliche, vernünftige und vorausplanende Macht die Welt durchwaltet und alle Lebewesen in ihren Handlungen teleologisch leitet. Diese providentielle Verwendung der Metapher erfährt eine Säkularisierung und Popularisierung im Genre des Geheimbund- und Schauerromans, das zeitgleich mit den Texten von Adam Smith entsteht.¹³ In *The Castle of Otranto* (1765), dem Prototyp der englischen Gothic Novel, greift die unsichtbare Hand der Vorsehung mehrmals in das Geschehen ein, wodurch der diabolische Graf Manfred um sein unrechtmäßig erworbenes Erbe gebracht wird: Zunächst wird sein Sohn unter einem gigantischen Stahlhelm begraben, der plötzlich vom Himmel fällt; sodann er selbst von einer unsichtbaren Hand in ein Turmzimmer gesperrt, um die gewaltsame Zeugung eines neuen Erben zu verhindern. Diese unsichtbare Hand wird einerseits einem manifesten Gespenst aus der Ahnengalerie des Schlosses zugeschrieben, andererseits als „hand of providence“ bezeichnet. Auch und gerade im Schauerroman wird die Handlungsmacht der unsichtbaren Hand also unterschiedlichen Agenten zugeordnet. Diese Hand erscheint noch einmal am Ende des Romans in Gestalt eines freischwebenden Panzerhandschuhs, dessen Fingerzeig zwar endlich den rechtmäßigen Erben enthüllt, der allerdings kein Erbe mehr vorfindet, denn die unsichtbare Faust der Vorsehung hat mittlerweile das gesamte Schloss in Schutt und Asche gelegt.¹⁴ Der Schauerroman, so könnte man sagen, erweist sich als ein Genre, in dem eine unsichtbare Hand die Erb- und Handlungsfolge regelt, weil man gerade nicht

¹² Werner Frick, *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen, 1988, S. 16.

¹³ Vgl. Stefan Andriopoulos, „The Invisible Hand. Supernatural Agency in Political Economy and the Gothic Novel“, in: *English Literary History* 66, 3 (1999), S. 739-758.

¹⁴ Horace Walpole, „The Castle of Otranto“, in: Peter Fairclough (Hg.), *Three Gothic Novels*, London, 1968, S. 37-148: 52, 123, 137, 145.

daran glaubt, dass ökonomisches oder familiäres Selbstinteresse das Gute und den Wohlstand aller befördert.

Analog dazu verlässt sich auch Adam Smith auf die Rhetorik der Vorsehung, die innerhalb seiner Theorie immer dann einspringen muss, wenn eine begriffliche Fassung der ökonomischen Zirkulation zwischen privaten Interessen und allgemeiner Wohlfahrt nicht gelingt. Der Leser von *Wealth of Nations* brauche daher seine ganze Aufmerksamkeit, so sagt Smith über seine eigene Theorie,

damit er versteht, was vielleicht auch nach der ausführlichsten Erklärung, die ich zu geben vermag, immer noch in gewissem Maß unklar scheinen könnte. [...] Aber selbst wenn ich mich noch so sehr um Verständlichkeit bemühe, könnte bei einem Gegenstand so außerordentlich abstrakter Natur anscheinend immer noch eine gewisse Unklarheit verbleiben.¹⁵

Diese Unklarheit oder Verborgenheit scheint konstitutiv zu sein für die gesamte Theorie der unsichtbaren Hand, die genau an jener Stelle einspringt, an der ein Übergang zwischen zwei Ebenen, zwei unterschiedlichen Gesinnungen oder Erklärungsmodellen hergestellt werden muss, der nicht begründet, sondern nur durch einen metaphorischen Sprung erreicht werden kann. Es geht im Folgenden nicht um die Behauptung, dass Adam Smith wirklich an eine providentielle Begründung seiner Thesen geglaubt hat, sondern um die Rhetorik der Metapher selbst, die nicht bloß eine didaktische Funktion für jene Leser hat, die angeblich zu unbedarft sind, um die ökonomischen Zusammenhänge zu verstehen.¹⁶ Viele aktuelle Applikationen nehmen das Erklärungsmodell auf die leichte Schulter, ignorieren die historische Dimension und erliegen damit der Persuasion der Metapher.¹⁷ Die *unsichtbare Hand*, die gerne zur Versinnbildlichung für ganz unterschiedliche Hinter-dem-Rücken-Argumente herangezogen wird, ist vielmehr ein Kollektivsymbol, das sowohl als Metapher für unsichtbare Kräfte, anonyme Mächte oder komplexe Systeme eintreten, *gleichzeitig* aber immer auch in pragmatischer Weise natürliche Agenten (Verschwörer) oder übernatürliche Agenten (Gespenster) vertreten kann.¹⁸ Diese

¹⁵ Smith (2005), *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker*, S. 110.

¹⁶ Dieses Argument, das die Macht der Metapher marginalisieren und die Leser von Smith für dumm verkaufen möchte, findet sich häufig in der ökonomischen Fachliteratur zu Smith, siehe z. B. die ausführliche Einlassung bei Gavin Kennedy, *Adam Smith. A Moral Philosopher and His Political Economy*, Houndmills/Basingstoke, 2008, S. 210-226: 221.

¹⁷ „Für die Übertragung des ‚invisible hand‘-Modells auf die Kanonisierungsprozesse sind die moralphilosophischen oder theologischen Implikationen, die Adam Smith mitgedacht hat, ebenso unerheblich wie der Umstand, dass Smith sein Modell zur Erklärung ökonomischer und nicht etwa künstlerischer Prozesse entwickelt hat.“ Matthias Beilein, „Kanonisierung und ‚invisible hand‘“, in: Maik Bierwirth/Oliver Leistert/Renate Wieser (Hg.), *Ungeplante Strukturen. Tausch und Zirkulation*, München, 2010, S. 221-233: 223.

¹⁸ Kollektivsymbole sollen hier mit Jürgen Link als komplexe, ikonische, motivierte Zeichen verstanden werden, „deren kollektive Verankerung sich aus ihrer sozialhistorischen, z. B. technohistorischen Relevanz ergibt, und die gleichermaßen metaphorisch wie repräsentativ-synekdochisch und nicht zuletzt pragmatisch verwendbar sind.“ Jürgen Link, „Literaturana-

Gleichzeitigkeit und Unentscheidbarkeit der Metapher erzeugt einerseits eine fast unvermeidbare referenzielle Verwirrung, bietet aber andererseits auch Orientierung und Strukturierung in einer Welt, die zunehmend von Kontinenz, Säkularisierung und Selbststeuerung geprägt ist. Wie die geheime Lenkung durch das Kollektivsymbol funktioniert, soll im Folgenden anhand eines Klassikers der deutschen Geheimbundliteratur kurz angedeutet werden.

II. Das Gespenst der öffentlichen Meinung

Die Metapher der unsichtbaren Hand nimmt im Denken des 18. Jahrhunderts einen prominenten Platz ein, denn sie hält zwei zentrale Denkfiguren paradoxal zusammen: die Theodizee und die Emergenz.¹⁹ Es bleibt allerdings eine nicht rationalisierbare Eigenheit der Metapher, so die folgende These, dass deren buchstäblich doppelgesichtiger Charakter intentional nicht beherrscht werden kann. Die unsichtbare Hand bleibt auch nach ihrer Säkularisierung und Umschrift von der Theologie in die Ökonomie, Soziologie und Politik unheimlich.²⁰ Der zeitgenössische Geheimbundroman beschäftigt sich ausführlich mit der Problematik und entwirft ein Bildungsprogramm, das durch Zufälle und latente Steuerung gleichermaßen geprägt ist.²¹ In der Geheimbundliteratur werden keine idealen Zirkulationen oder Kreisläufe in Szene gesetzt, sondern die Einsicht, dass sowohl die Kommunikation der Gesellschaft als auch das Handeln der Individuen nicht direkt aus deren Intentionalität abgeleitet werden kann. Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Intention und Resultat treten auseinander und brauchen die Vermittlung einer obskuren Handlungsmacht.

Ein solches Auseinandertreten von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck schildert Friedrich Schiller in seinem Romanfragment *Der Geisterseher*, zunächst 1787 als Fortsetzungsroman und seit 1789 als gebundenes Buch veröffentlicht, das in hohen Auflagen erschienen ist. In diesem Roman geht es um eine geheime Lenkung, genauer um die Verschwörung eines katholischen Geheimbunds, der sich einen protestantischen Prinzen gefügig machen und

lyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M., 1988, S. 284-307: 286.

¹⁹ Vgl. Uwe C. Steiner, „Gespenstische Gegenständlichkeit. Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes *Herrmann und Dorothea* und in Stifters *Kalkstein*“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 74, 4 (2000), S. 627-653.

²⁰ Vgl. Harun Maye, „Die unsichtbare Hand. Latente Handlungsmacht in der Literatur und Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts“, in: Marcus Krause/Arno Meteling/Markus Stauff (Hg.), *The Parallax View. Zur Mediologie der Verschwörung*, München, 2011, S. 183-199.

²¹ Eine ausführliche Lektüre dieser Programmierung am Beispiel von Goethes *Wilhelm Meister* unternimmt Bernhard J. Dotzler, *Papiermaschinen. Versuch über Communication & Control in Literatur und Technik*, Berlin, 1996, S. 549-645.

ihn – nach seiner Konversion zum Katholizismus – unter Umgehung der vorgesehenen Erbfolge an die Macht bringen will. Die Ereignisse werden aus den Memoiren eines Freundes erzählt, der den Prinzen auf dessen Bildungsreise durch Europa bis nach Venedig begleitet, wo die Haupthandlung stattfindet. Bei einem Spaziergang auf dem Markusplatz werden die beiden Freunde von einem Unbekannten angesprochen, der die Karnevalsmaske eines Armeniers trägt und dem Prinzen mitteilt, dass sein Cousin um neun Uhr verstorben sei. Danach verschwindet der Armenier wieder in der Menge, die Botschaft stellt sich jedoch als wahr heraus. Im weiteren Verlauf der Handlung kreuzen sich die Wege des Unbekannten und des deutschen Erbprinzen immer wieder. „Hände“, sichtbare und unsichtbare, spielen dabei eine entscheidende Rolle. Diese meist anonymen Hände zeigen ihren Akteurstatus im Verlauf der Handlung an entscheidenden Stellen und erscheinen so als die eigentlichen Handlungsträger der Erzählung.²² Der Prinz fühlt sich von einem „unsichtbaren Wesen“ (GS 57) verfolgt, dessen Emissäre „tausend Augen“ haben, „tausend Hände in Bewegung setzen“ können (GS 115). Ganz Venedig scheint die Bühne eines unsichtbaren Puppenspielers zu sein, der mit „unsichtbaren Seilen“ den Prinzen umwindet (GS 98) und alle Bekanntschaften, die er macht, stehen im Verdacht arrangiert zu sein. Tänzerinnen werden von einem „unsichtbaren Arme“ (GS 56) in der Bewegung angehalten, wenn der Prinz vorübergeht, seine Lektüre wird von einer „schlimmen Hand“ (GS 107) auf Bücher gelenkt, die ihn zunächst zum Schwärmer, dann zum Zweifler und schließlich selbst zu einem Gespenst namens Freigeist machen. Wie es sich für einen Fortsetzungsroman gehört, zertrennt die „Hand des Todes“ (GS 61) den Faden der Rede von Geheimnisträgern oder Sterbenden immer dann, wenn Geheimnisse durch Aufklärung oder unsichtbare Mächte durch Verrat bedroht werden. Vielleicht hätte der Prinz durch die „Hand eines Freundes“ (GS 109) noch gerettet werden können, aber da hatte bereits eine „unsichtbare Hand“ (GS 112) geeignete Mittel gefunden, dessen Heimreise notwendig zu machen. Der Erzähler erhält aus einer Reihe von Briefen nur noch Nachrichten vom geistig-moralischen Verfall des Prinzen und schließlich von dessen Konversion zum Katholizismus. Die hier vorgestellten Hände haben also, im Gegensatz zur Tradition der Gothic Novel, keine moralische, sondern eine verderbliche Wirkung auf das Personal des Romans.

Den dramaturgischen Höhepunkt des *Geistersehers* bildet eine Geisterbeschwörung, die ein unbekannter Sizilianer für den Prinzen und sein Gefolge veranstaltet. „Lassen Sie mich eine Erscheinung sehen“, lautet der unmissverständliche Auftrag des Prinzen, denn „mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen, war ehemals seine Lieblingsschwärmerei gewesen, und seit jener ersten

²² Die Stellen, die hier nicht alle zitiert werden, finden sich in Friedrich Schiller, „Der Geisterseher. Aus den Memoires des Grafen von O***“, in: ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 5, hg. v. G. Fricke und H. G. Göpfert, München, 1968 [1787], S. 56, 57, 61, 98, 107, 109, 112, 115, 125, 128, 136, 143, 149, 157. Zitate werden unter dem Sigle GS fortan direkt im Haupttext belegt.

Erscheinung des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm gemeldet, die seine reifere Vernunft so lange abgewiesen hatte“ (GS 59). Wie um die Gesetze des Schauerromans noch einmal zu bestätigen und gleichzeitig zu brechen, werden daraufhin zwei Geistererscheinungen beschworen: Zunächst ein phantasmagorisch erzeugter Geist, der als Gaukelspiel entlarvt wird und damit der Vernunft und Aufklärung des Prinzen schmeicheln soll, und ein Gespenst, von dem niemand sagen kann, ob es das Ergebnis einer weiteren Tuschenspielerlei ist oder nicht.²³ Es hat ganz den Anschein, als ob der mithilfe einer Laterna Magica, einer Elektrisiermaschine und viel Theaterdonner erzeugte Geist nur die Aufgabe hätte, als Erscheinung in Erscheinung zu treten, damit ein aufgeklärter Protestant seinen Glauben verliert, um wieder an Erscheinungen überhaupt glauben zu können. Der Prinz kann sich nicht mehr sicher sein, ob er Zweck oder Mittel einer großen Verschwörung geworden ist, und man diskutiert in langen Wechselreden, ob all die merkwürdigen Weissagen ein Werk des Zufalls (Kontingenz) oder der geheimen Lenkung (Providenz) sind (vgl. GS 103). Die Opposition zwischen Geistern und Gespenstern, Mittel und Zweck, Kontingenz und Providenz, Phantasmagorie und dem Phantastischen strukturiert das gesamte Romanfragment, das daher auch aus zwei Teilen besteht, die zwei Geisterbeschwörungen schildern, die dann jeweils in zwei Binnenerzählungen noch einmal wiederholt werden. Die Pointe dieser Zweizahl besteht darin, dass am Ende keine Auflösung der Oppositionen oder eine Hierarchisierung erfolgt, sondern die Begriffspaare verbleiben in einer aporetischen Situation und erfahren keine Vermittlung. Die Tropen einer übernatürlichen Handlungsmacht, vor allem die Wendungen von der „unsichtbaren Hand“ und der „Erscheinung“, oszillieren ständig zwischen ihrer buchstäblichen (Verschwörung, Geheimgesellschaft) und ihrer übertragenen Bedeutung (Theodizee, Emergenz).²⁴ Diese Doppeldeutigkeit steckt schon im Wortsinn von „Erscheinung“, womit sowohl die „Sichtbarwerdung, mit der Idee des Lichtes, Glanzes im Hintergrund, göttliche, geisterhafte“ Erscheinung von Engeln, Geistern oder Gespenstern bezeichnet werden kann, als auch „Auftritt“, „Eintritt“ oder „Manifestation“ einer Person, einer Sache oder eines Ereignisses.²⁵ *Erscheinung* kann sich also sowohl auf die Manifestation eines übernatürlichen als auch auf den Auftritt eines natürlichen Wesens beziehen, wobei im philosophischen Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts die Erschei-

²³ Die Unterscheidung zwischen Geistern und Gespenstern ist ein zentraler Topos des Schauerromans: „Geister“, so lautet das Gesetz der Gattung, „überbringen dem Helden freundliche und fördernde Schicksalsbestimmungen, Gespenster dagegen feindliche, oder mindestens gefährliche Aufträge und Forderungen. Sie setzen [...] einen Inhalt auf, der erst aus den entsprechenden, von ihnen übermittelten Botschaften verständlich wird.“ Hansjörg Garte, *Kunstform Schauerroman. Eine morphologische Begriffsbestimmung des Sensationsromans im 18. Jahrhundert von Walpoles ‚Castle of Otranto‘ bis Jean Pauls ‚Titan‘*, Leipzig, 1935, S. 56 f.

²⁴ Siehe dazu Stefan Andriopoulos, „Occult Conspiracies. Spirits and Secret Societies in Schiller’s *Ghost Seer*“, in: *New German Critique* 35, 1 (2008), S. 65-81: 71.

²⁵ Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3., Leipzig, 1862, Sp. 958.

nung immer etwas Wirkliches, in der Sinnlichkeit Gegebenes meint.²⁶ Die erkenntnistheoretische Unterscheidung zwischen Schein und Erscheinung wird in der Philosophie zwar durch die Unterscheidung zwischen dem Ding an sich und seiner Erscheinung ersetzt, aber in der Literatur wird diese klare Unterscheidung absichtlich unterlaufen. Es bleibt bis zum Ende unklar, ob ausschließlich die unsichtbaren Hände einer weltlichen Geheimgesellschaft oder ob nicht auch die Hände einer übernatürlichen Erscheinung im *Geisterseher* am Werke sind. Sicher ist nur, dass die Passionen der beteiligten Menschen nicht dazu führen, dem Interesse der ganzen Gesellschaft am besten zu entsprechen oder das allgemeine Gute zu befördern.

In einem sogenannten philosophischen Gespräch zwischen dem Prinzen und einem Vertrauten wird das Geschehen dann noch einmal geschichtsphilosophisch abgeklärt und es ist auffallend, dass die dort geäußerten Gedanken in einem starken Kontrast zu Schillers Antrittsvorlesung über Universalgeschichte stehen. Die Idee einer ewigen Ordnung, sowie von Vergangenheit und Zukunft, so sagt es der Prinz im Gespräch, habe sich der Mensch aus seiner eigenen Brust genommen, und der Natur als Gesetz untergeschoben. Aus der Perspektive des Prinzen betrachtet, gibt es keine Teleologie in der Geschichte, keinen Zweck und keine Absicht, sondern nur den vergänglichen Augenblick (vgl. GS 126). Dagegen verfolgt die Antrittsvorlesung einen teleologischen Begriff von Universalgeschichte. Dieser erweist sich nicht nur als „durch Media“ vermittelt, „die verändert werden und verändern“, sondern dem „philosophische[n] Geist“ erscheint auch alles, was er in der Geschichte als blinde „Ursache“ und „Wirkung“ ineinandergreifen sieht, als „Mittel“ und „Absicht“.²⁷ Hier, in der Antrittsvorlesung, gelingt, was im *Geisterseher* misslingt: Die Welt der physischen und metaphysischen Erscheinungen zu versöhnen. Ganz im Sinne der Kantischen Philosophie manifestieren sich die Erscheinungen – in Relation zur Anschauungsart des Subjektes – in einer heiteren Gestalt:

Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung soviel Regelmäßigkeit und Absicht annahm,

²⁶ „Denn in der Erscheinung werden jederzeit die Objekte, ja selbst die Beschaffenheiten, die wir ihnen beilegen, als etwas wirklich Gegebenes angesehen, nur daß, sofern diese Beschaffenheit nur von der Anschauungsart des Subjekts in der Relation des gegebenen Gegenstandes zu ihm abhängt, dieser Gegenstand als Erscheinung von ihm selber als Objekt an sich unterschieden wird. [...] Es wäre meine eigene Schuld, wenn ich aus dem, was ich zur Erscheinung zählen sollte, bloßen Schein machte.“ Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe hg. v. Raymund Schmidt, Hamburg, 1993 [1781/-1787], S. 90-91 (B 69).

²⁷ Friedrich Schiller, „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede“(1789), in: ders.: *Historische Schriften und Erzählungen*, Bd. 1, hg. v. Otto Dann, Frankfurt/M., 2000 [1789], S. 411–431: 428.

diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Notwendigkeit zu geben, was unter dem geliebten Lichte des Verstandes angefangen hatte eine so heitre Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die *Weltgeschichte*.²⁸

Der Planlosigkeit der menschlichen Handlungen soll mit dem Konzept der Universalgeschichte ein System unterlegt werden. „Wie der homerische Zeus“ sieht die Geschichte

mit gleich heitern Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab [...]. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist: so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte.²⁹

Wie die *invisible hand of Jupiter* bei Smith, so stellt auch die unsichtbare Hand der Geschichte bei Schiller sicher, dass „der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewusst vortreffliche befördert“.³⁰

Der zeitgleich zur Antrittsvorlesung veröffentlichte *Geisterseher* mutet dagegen wie eine Persiflage dieser Geschichtsphilosophie an. Um den Prinzen von seiner Schwärmerei abzulenken, beschließen die Freunde seine Aufmerksamkeit durch ein Kartenspiel zu binden, bei dem er kontinuierlich Geld verliert. Das außerordentliche Unglück soll den Prinzen wieder zur Vernunft bringen, doch der Versuch misslingt. Ganz im Gegenteil regt die Manipulation den Prinzen an, immer mehr Geld einzusetzen und zu verlieren. Aber selbst dieses Misslingen, so lässt der ironische Erzählerkommentar wissen, diene noch einem höheren Zweck:

Das Traurigste war, daß diese ungeheuern Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Teilnehmung gespielt. Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglück im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. [...] Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Exzellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagmahl in der Senatorenmütze selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir. „Sehen Sie“, sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zugute kommt, daß es einem gescheuten Kopf einfällt, nicht bei sich selbst zu sein! Aber das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch muss auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder befruchten.“ (GS 141)

²⁸ Ebd., S. 428. [Herv. i. O.]

²⁹ Ebd., S. 429 f.

³⁰ Ebd.

Civitella „denkt brav und edel“, spricht aber nicht ganz uneigennützig, denn „der Prinz ist ihm 24000 Zechinen schuldig“ (GS 141). Zudem war die Ablenkung nicht erfolgreich, denn schon kurz darauf findet sich der Prinz in einer katholischen Kirche ein, um einer geheimnisvollen Schönheit nachzustellen, die nicht umsonst „an eine romantische Erscheinung“ (GS 142) erinnert.

In dem philosophischen Gespräch wird daher ganz folgerichtig noch eine dritte Bedeutung von „Erscheinung“ entwickelt, die Aufklärung darüber geben könnte, welche Medienmacht die Trope der unsichtbaren Hand um 1800 eigentlich figuriert. „Erscheinung“ ist bekanntlich auch ein viel gebrauchtes Wort für „Veröffentlichung, Bekanntmachung eines Werks“ oder in erweiterter Bedeutung für die Veröffentlichung einer Person, die damit zu einer Erscheinung in der Öffentlichkeit wird.³¹ Der Prinz, der immer schon in der Öffentlichkeit steht, klagt dementsprechend darüber, dass sein Verhalten niemals frei sein kann, sondern immer auf die Meinung der Welt angewiesen sei. Dass damit nicht nur die repräsentative Öffentlichkeit der Hofgesellschaft und die Pflichten seines Standes gemeint sind, sondern auch die medialen Bedingungen einer modernen Öffentlichkeit, wird im Verlauf des Gesprächs deutlich:

„Wohl Ihnen, daß Sie verachten können, die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geschöpf, ich muß Sklave sein. Was sind wir anders als Meinung? Alles an uns Fürsten ist Meinung. Die Meinung ist unsre Amme und Erzieherin in der Kindheit, unsre Gesetzgeberin und Geliebte in männlichen Jahren, unsre Krücke im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schlechteste aus den übrigen Klassen ist besser daran als wir; [...] Ein Fürst, der die Meinung verlacht, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Dasein eines Gottes leugnet.“ (GS 124)

Dass die öffentliche Meinung eine unsichtbare Macht sei, ist bereits zum Zeitpunkt ihrer Inthronisation bemerkt worden. Um 1800 war es „Gewohnheit, die öffentliche Meinung als ein unsichtbares Wesen von großer Wirksamkeit zu betrachten, und sie mit unter die verborgnen Mächte zu zählen, welche die Welt regieren“.³² Der Philosoph und Freimaurer Christian Garve, von dem dieses Zitat stammt, wusste wovon er spricht, denn schließlich hatte er die zweite deutsche Übersetzung von *Der Wohlstand der Nationen* besorgt, die zwischen 1794 und 1810 vier Auflagen erreichte und Smith in Deutschland bekannt gemacht hat.³³ Dieses „unsichtbare Wesen“, so Garve, kann sowohl als ein Heiliger Geist auftreten, der die Geschicke der Republik auf wundersame Weise lenkt, man kann sich diese Instanz aber auch als den unheiligen Geist einer *qualitas occulta* (Garve) vorstellen, die nicht nur alles erklärt, was sonst nicht

³¹ Grimm/Grimm (1862), *Deutsches Wörterbuch*, Sp. 958.

³² Christian Garve, „Ueber die öffentliche Meinung“, in: ders., *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben*, Bd. 5, Breslau, 1802, S. 294.

³³ Adam Smith, *Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums*, aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt, Breslau, 1794. Die erste Übersetzung von 1776 stammte übrigens von einem gewissen Herrn Schiller.

erklärt werden kann, sondern die auch alles entschuldigt, was in ihrem Namen geschieht, unabhängig davon ob es wahr oder moralisch gut ist.³⁴ Die öffentliche Meinung wird durch Private gebildet, deren Interaktion und Meinungsbildung aber nicht mehr unter Anwesenden geschieht, sondern durch technische Medien (Schrift, Buchdruck, Publizität) vermittelt ist. Die Herrschaft der öffentlichen Meinung ist daher eine indirekte, eine *heimliche* Herrschaft und kann nicht mehr auf eine bestimmte Gruppierung oder vereinzelt Individuen in der Gesellschaft heruntergerechnet werden. In dieser medialen Form ist sie „die unsichtbare Hand“ oder der „Heilige Geist“ des politischen Systems, wie Niklas Luhmann sich ausdrückt:

Nachdem die sichtbare Hand des Monarchen zu zittern beginnt, sucht man eine neue Oberhoheit in einer nun unsichtbaren Hand, eben der öffentlichen Meinung. [...] Erst im späteren 18. Jahrhundert setzt sich die Vorstellung durch, daß die öffentliche Meinung der heimliche Souverän, die unsichtbare Hand des Politischen Systems sei.³⁵

Ganz gleich, ob man die Herrschaft der öffentlichen Meinung nun ideologisiert (als eine vermachtete Arena, in der um Kommunikation gerungen wird) oder idealisiert (als eine rein geistige Macht), entscheidend bleibt das Prinzip ihrer Unsichtbarkeit, Unheimlichkeit und Ungreifbarkeit. Aber ist die unsichtbare Hand der öffentlichen Meinung wirklich auch der heimliche Souverän des Systems? Luhmann differenziert sein Argument, indem er darauf verweist, dass die öffentliche Meinung keine vorfindbare Meinung sei, kein Objekt oder eine Medienmacht, die man anfassen kann, sondern bloß das, was als öffentliche Meinung beobachtet und beschrieben wird.³⁶ Die unsichtbare Hand der öffentlichen Meinung tritt daher nicht an die Stelle der sichtbaren Hand des Souveräns, sondern sie ist ein Medium für die Beobachtung von Kommunikation, die jeder manifesten Aussage noch ein unsichtbares Motiv und jeder Beobachtung erster Ordnung einen blinden Fleck unterstellen muss. Wenn das 18. Jahrhundert dementsprechend die Zirkulation der Ideen und Meinungen als ein ungreifbares Medium beschreibt, d. h. als eine Menge von lose gekoppelten Elementen möglicher Kommunikationen, dann ist die sogenannte Öffentlichkeit seit dem 18. Jahrhundert ein gespenstisches Medium für die Beobachtung von Kommunikation, deren Organisation und Steuerung wie von einer unsichtbaren Hand geleitet vorgestellt wurde. Diese Vorstellung hat in der Medientheorie seitdem einen festen Platz und ist auch in den aktuellen Debatten

³⁴ Garve (1802), Ueber die öffentliche Meinung, S. 294-296.

³⁵ Niklas Luhmann, *Die Politik der Gesellschaft*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt/M., 2000, S. 278 f. Luhmann weist darauf hin, dass man die *opinion publique* bereits während der Französischen Revolution als eine *substance spiritueuse* begriffen hat, deren unsichtbare Hand die Worte und Taten der Politiker lenkt: „Damit sollte wohl nicht gesagt sein, dass die Politiker unter dem Einfluss der öffentlichen Meinung wirres Zeug reden; aber vielleicht: dass nicht zu verstehen ist, was sie sagen, wenn man nicht in Betracht zieht, dass sie es unter der Einwirkung der öffentlichen Meinung tun.“ Ebd., S. 286.

³⁶ Ebd., S. 287.

immer noch präsent. Die Macht und Wirkung von Medien, vor allem von Kommunikationsmedien, wird immer noch als eine *unsichtbare Macht* definiert, die hinter dem Rücken der Akteure wirksam ist und dabei Formbildungen möglich macht, in denen die Medien *als Medien* gerade nicht mehr erscheinen – so lautet wenigstens die gängige Auffassung in den einschlägigen Texten von McLuhan, Luhmann und vielen anderen Theoretikern.

III. Die Renaissance der unsichtbaren Hand in der Medientheorie

Wie Wasser, Gas und elektrischer Strom von weither auf einen fast unmerklichen Handgriff hin in unsere Wohnungen kommen, um uns zu bedienen, so werden wir mit Bildern oder mit Tonfolgen versehen werden, die sich, auf einen kleinen Griff, fast ein Zeichen einstellen und uns ebenso wieder verlassen.³⁷

Dieses Zitat von Paul Valéry stellt Walter Benjamin an den Anfang seiner Thesen über das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Als ein implizites Motto prägt dieses Zitat den ganzen Aufsatz. Wie Manfred Schneider angedeutet hat, führt diese Faszination eine auffällige Serie von manuellen Begriffen und Formeln mit sich, z. B. häufen sich Wörter wie „Handhabe“, „an der Hand“, „handgreiflich“ oder „habhaft“.³⁸ Benjamin scheint die Macht der Medien vor allem von den Händen ausgehend zu denken, und folgerichtig ist die Idee einer wiederzugewinnenden Taktilität das Kernstück seiner Theorie.³⁹ Wie von einer unsichtbaren Hand bedient, zirkulieren also nicht nur Wasser, Gas und Elektrizität in den Wohnungen und Städten, sondern auch Bilder, Töne und Zeichen. Bereits um 1900, so könnte man Benjamin und Valéry zusammenfassen, ist die Industriegesellschaft zu einer Medien- und Netzwerkgesellschaft geworden. Diese Gesellschaft ist bestimmt von unmerklichen Handgriffen und Medienverbundsystemen, an die das einzelne Bewusstsein und seine Wohnung lediglich angeschlossen sind, an denen sie teilnehmen, mit denen sie aber nicht kommunizieren können. Solche Systeme sind in ihrer Ganzheit uneinsehbar und unregierbar, was eine latente Grundvoraussetzung für ihr reibungsloses Funktionieren und ihre Autopoiesis ist – so suggerieren es wenigstens die klassischen Medientheorien, ausgehend von Benjamin über McLuhan bis zu Luhmann.

³⁷ Paul Valéry, „Die Eroberung der Allgegenwärtigkeit“ (1928), in: ders., *Werke*, Frankfurter Ausgabe, Bd. 6, hg. v. Jürgen Schmidt-Radefeld, Frankfurt/M., 1995 [1928], S. 480; hier zit. nach Walter Benjamin, „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, Frankfurt/M., 1974, S. 475.

³⁸ Manfred Schneider, „Die Hand und die Technik. Eine Fundamentalcheirologie“, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 1 (2010), S. 183-200: 196.

³⁹ Vgl. dazu Nicolas Pethes, „Die Ferne der Berührung. Taktilität und mediale Repräsentation nach 1900: David Katz, Walter Benjamin“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 30, 117 (2000), S. 33-57.

Dieses Denken mit den Händen hat eine lange Tradition in der Technik- und Medienphilosophie. Bereits Ernst Kapp verweist in seinen *Grundlinien einer Philosophie der Technik* von 1877 auf die Gleichursprünglichkeit von Organ und Organon. Vor allem die Hand erscheint als ein angeborenes Werkzeug und Vorbild vieler mechanischer Werkzeuge, als das Werkzeug der Werkzeuge: „Unter Benutzung der in der unmittelbaren Umgebung nächst ‚zur Hand‘ befindlichen Gegenstände erscheinen die ersten Werkzeuge als eine Verlängerung, Verstärkung und Verschärfung leiblicher Organe.“⁴⁰ Anthropologisch orientierte Medien- und Techniktheorien haben an Kapps These von der Organprojektion angeschlossen und dabei der Hand immer eine zentrale Stellung eingeräumt. Besonders einflussreich waren Überlegungen, die eine Befreiung der Werkzeuge von der Hand, der Zeichen von den Gegenständen und des Gedächtnisses vom menschlichen Organismus proklamiert haben. Der Mensch habe die Werkzeuge im Verlauf der Evolution „ausgeschwitzt“ (Leroi-Gourhan), so dass sich die Spitze der Evolution auf die Technik verschiebt.⁴¹ Die Folge sei ein zunehmender Bedeutungsverlust, eine Regression der Hand im evolutionären Prozess, den Benjamin ganz ähnlich beschreibt, wenn er über die Entlastungsfunktion optischer Medien philosophiert. Die Unsichtbarkeit der Hände ist das Ergebnis einer Medienevolution, die das Auge favorisiert und die Hände vergisst. Im Zeitalter technischer Medien ist die Hand unsichtbar, weil sie in die Medien übersetzt, verschoben, delegiert worden ist. Dort, im ‚Kern‘ oder dem ‚Inneren‘ der Medien, ist sie als unsichtbare Hand weiter wirksam, und hält – laut anthropologischer Medientheorie – den Bezug zum menschlichen Körper aufrecht. Das ist die klassische Antwort der Prothesentheorie von Kapp bis McLuhan auf die Frage nach der Medienevolution.

So zutreffend diese These in Teilen sein mag, muss sie dennoch differenziert werden. Denn seit den 1980er und 1990er Jahren manifestiert sich Technik nicht mehr als Dampfmaschine, Flugzeug oder als in den Rheinstrom gestelltes Wasserkraftwerk, sondern als PC, Mobiltelefon und Kontaktlinse. Solche Techniken sind direkt am Körper befestigt und reagieren auf Berührung. Die unmerklichen Handgriffe, die zur Bedienung der neuen Medien notwendig werden, sind zugleich sichtbar und unsichtbar. Sichtbar sind die Griffe, die das Navigationsmenü anbietet, unsichtbar aber bleibt das technische und soziale System der Medien selbst. Aber selbst wenn die Medien als System nicht mehr buchstäblich begreifbar sind, muss ihr Funktionieren dennoch veranschaulicht werden, damit die Benutzer sich ein Bild von jenen Medientechniken machen können, die sie beherrschen wollen und von denen sie beherrscht werden. Diese Symbolisierung der Medienmacht zeigt oftmals die paradoxe

⁴⁰ Ernst Kapp, *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, photomechanischer Neudruck der ersten Auflage Braunschweig 1877, Düsseldorf, 1978, S. 42.

⁴¹ André Leroi-Gourhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt/M., 1980 [1964], S. 296-320.

Gleichzeitigkeit zweier Handgriffe an: die Suggestion von tatsächlichen Eingriffen in das Medium, die Möglichkeit zur Selektion und scheinbar grenzenloser Manipulation von Daten durch einen menschlichen Benutzer, sowie die seinen Blicken entzogene Arbeit des Systems, die im Verborgenen der Transistoren, Leitungen und Netzwerke geschieht. Diese Arbeit kann, muss aber nicht, als die Arbeit einer unsichtbaren Hand begriffen werden. Wenn es wahr sein sollte, dass der Inhalt eines Mediums immer ein anderes Medium ist, dann kommen Medientechniken auch ohne anthropologische Referenzen aus. Die Metapher der Hand lässt sich vom menschlichen Körper nicht trennen und solange Medienmacht als unsichtbare Handreichung plausibilisiert wird, steht sie unter dem Einfluss der Anthropologie.

In der zeitgenössischen Medientheorie hat die Netzwerkmetapher das Konzept der unsichtbaren Hand scheinbar beerbt. Es handelt sich aber gleichzeitig auch um eine Erweiterung der alten Metapher, von einer einzelnen Hand zu einem ganzen Netzwerk von Händen, die in guter oder böser Absicht ineinander greifen. Aber selbst diese Erweiterung ist implizit schon in der Metapher von der unsichtbaren Hand angelegt, denn das beliebige Bildfeld einer unmerklich tätigen Hand erzeugt in der Sprache sofort weitere Bilder und Gegenbilder (vom Marionettentheater bis zum Knüpfen von allumfassenden Netzen), deren Auslegung die Vorstellung von der Wirkungsweise einer unsichtbaren Hand viel stärker bestimmt, als die Rationalisierung der Metapher durch Begriffe oder Theorien der Emergenz. Solche Auslegungen finden nicht nur im Umfeld der direkten Benutzer statt, sondern auch in der Wissenschaft. Elena Esposito sieht z. B. die unsichtbare Hand bei allen Kommunikationsmedien am Werk, die für eine Beobachtung zweiter Ordnung innerhalb der gesellschaftlichen Teilsysteme zuständig sind:

Die Profitrate wird nicht zufällig durch den Markt festgelegt, doch etwas ähnliches geschieht auch in den anderen Systemen. Die ‚unsichtbare Hand‘ wirkt bei der öffentlichen Meinung, bei der Zirkulation wissenschaftlicher Veröffentlichungen, bei der Beobachtung von Kunstwerken usw.⁴²

Die Gleichzeitigkeit von Unsichtbarkeit und Handlungsmacht soll hier offensichtlich durch die berühmte Metapher vorstellbar werden.

Die unsichtbare Hand scheint implizit oder explizit ein attraktives Erklärungsmodell für mediale Prozesse abzugeben, die jenseits bewusster Planung und zentraler Steuerung und unterhalb der Bewusstseinschwelle der Beteiligten ablaufen. Gestützt auf eine Unterscheidung von Robert Nozick⁴³ hat Elenore Kalisch gezeigt, dass beim Einsatz dieser prominenten Metapher die klare Abgrenzung zwischen *invisible hand explanations* und *hidden hand explanations* nicht immer getroffen werden kann. Beide Erklärungstypen können ein-

⁴² Elena Esposito, *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*, mit einem Nachwort von Jan Assmann, Frankfurt/M., 2002, S. 309.

⁴³ Vgl. Robert Nozick, *Anarchy, State, and Utopia*, New York, 1974, S. 18-21.

ander bedingen und ergänzen.⁴⁴ Ob die Hände unsichtbar (Emergenztheorien) oder nur verborgen (Verschwörungstheorien) sind, lässt sich auch für einen Beobachter zweiter Ordnung nicht immer zweifelsfrei feststellen. Die Unterscheidung zwischen providentiellen und funktionalen Erklärungsmodellen für die Wirkungsweise der unsichtbaren Hand kennt offenbar in der Unterscheidung zwischen verschwörungstheoretischen und emergenztheoretischen Erklärungsmodellen eine Zweitcodierung. Sicher scheint nur, dass die Metapher ihre Zwei-Seiten-Form nicht los wird, denn jede *symbolische* Generalisierung kennt auch eine *diabolische* Generalisierung.⁴⁵ *Invisible hand explanations* haben also ein Doppelgesicht. Sie können als Kommunikationsakte autopoietische Systeme erzeugen, aber auch als diabolischer Eingriff auftreten, denn „die diabolische Entgleisung ist der Dritten- und Botenfunktion als Option stets eingeschrieben“.⁴⁶ Der Versuch einer Funktionalisierung und Rationalisierung der Metapher offenbart die fortgesetzte Unsicherheit darüber, ob sie ihre Plausibilität überhaupt den Systemautomatismen verdankt, die sie jeweils veranschaulichen soll, oder nicht vielmehr dem unheimlichen Repertoire jener literarischen Texte, aus denen sich ihre Popularität maßgeblich speist.

Literatur

- Andriopoulos, Stefan, „The Invisible Hand. Supernatural Agency in Political Economy and the Gothic Novel“, in: *English Literary History* 66, 3 (1999), S. 739-758.
- Ders., „Occult Conspiracies. Spirits and Secret Societies in Schiller’s *Ghost Seer*“, in: *New German Critique* 35, 1 (2008), S. 65-81.
- Beilein, Matthias, „Kanonisierung und ‚invisible hand‘“, in: Maik Bierwirth/Oliver Leistert/Renate Wieser (Hg.), *Ungeplante Strukturen. Tausch und Zirkulation*, München, 2010, S. 221-233.
- Benjamin, Walter, „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M., 1974, S. 471-508. [1935]

⁴⁴ Eleonore Kalisch, *Von der Ökonomie der Leidenschaften zur Leidenschaft der Ökonomie. Adam Smith und die Actor-Spectator-Kultur im 18. Jahrhundert*, Berlin, 2006, S. 403-405.

⁴⁵ Niklas Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M., 1990, S. 193 f. Im Unterschied zu anderen Vertretern der Systemtheorie gebraucht Luhmann die Metapher an keiner Stelle zur Beschreibung seiner Theorie oder gar zur Versinnlichung der Funktion symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. Wenn er von einer „unsichtbaren Hand“ spricht, dann im Kontext von Untersuchungen zur historischen Semantik. Zur Funktion der ‚unsichtbaren Hand‘ als Instrument der Invisibilisierung siehe Niklas Luhmann, *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M., 1988, S. 98-101.

⁴⁶ Sybille Krämer: „Medien, Boten, Spuren. Wenig mehr als ein Literaturbericht“, in: Stefan Münker/Alexander Roesler (Hg.), *Was ist ein Medium?*, Frankfurt/M., 2008, S. 73.

- Dotzler, Bernhard J., *Papiermaschinen. Versuch über Communication & Control in Literatur und Technik*, Berlin, 1996.
- Esposito, Elena, *Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft*, mit einem Nachwort von Jan Assmann, Frankfurt/M., 2002.
- Frick, Werner, *Providenz und Kontingenz. Untersuchungen zur Schicksalssemantik im deutschen und europäischen Roman des 17. und 18. Jahrhunderts*, Tübingen, 1988.
- Garte, Hansjörg, *Kunstform Schauerroman. Eine morphologische Begriffsbestimmung des Sensationsromans im 18. Jahrhundert von Walpoles ‚Castle of Otranto‘ bis Jean Pauls ‚Titan‘*, Leipzig, 1935.
- Garve, Christian, „Ueber die öffentliche Meinung“, in: ders., *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben*, Bd. 5, Breslau, 1802, S. 291-334.
- Greenspan, Alan, *Mein Leben für die Wirtschaft*, Frankfurt/M., New York, 2007.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 3., Leipzig, 1862.
- Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft*, nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe hg. v. Raymund Schmidt, Hamburg, 1993. [1781/87]
- Kant, Immanuel, *Kritik der Urteilskraft*, hg. v. Karl Vorländer, Hamburg, 1993. [1790]
- Kalisch, Eleonore, *Von der Ökonomie der Leidenschaften zur Leidenschaft der Ökonomie. Adam Smith und die Actor-Spectator-Kultur im 18. Jahrhundert*, Berlin, 2006.
- Kapp, Ernst, *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, photomechanischer Neudruck der ersten Auflage Braunschweig 1877, Düsseldorf, 1978.
- Kennedy, Gavin, *Adam Smith. A Moral Philosopher and His Political Economy*, Houndmills/Basingstoke, 2008.
- Krämer, Sybille, „Medien, Boten, Spuren. Wenig mehr als ein Literaturbericht“, in: Stefan Münker/Alexander Roesler (Hg.), *Was ist ein Medium?*, Frankfurt/M., 2008, S. 65-90.
- Leroi-Gourhan, André, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt/M., 1980. [1964]
- Link, Jürgen, „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M., 1988, S. 284-307.
- Lüdemann, Susanne, *Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären*, München, 2004.
- Luhmann, Niklas, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/M., 1984.
- Ders., *Die Wirtschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M., 1988.
- Ders., *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/M., 1990.
- Ders., *Die Politik der Gesellschaft*, hg. v. André Kieserling, Frankfurt/M., 2000.
- Marx, Karl, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie I*, MEW 23, Berlin, 2008. [1867]
- Macfie, Alec, „The Invisible Hand of Jupiter“, in: *Journal of the History of Ideas* 32, 4 (1971), S. 595-599.
- Maye, Harun, „Die unsichtbare Hand. Latente Handlungsmacht in der Literatur und Öffentlichkeit des 18. Jahrhunderts“, in: Marcus Krause/Arno Meteling/Markus Stauff (Hg.), *The Parallax View. Zur Mediologie der Verschwörung*, München, 2011, S. 183-199.
- Nozick, Robert, *Anarchy, State, and Utopia*, New York, 1974.
- Pethes, Nicolas, „Die Ferne der Berührung. Taktilität und mediale Repräsentation nach 1900: David Katz, Walter Benjamin“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 30, 117 (2000), S. 33-57.

- Schiller, Friedrich, „Der Geisterseher. Aus den Memoires des Grafen von O***“, in: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 5, hg. v. G. Fricke und H. G. Göpfert, München, 1968, S. 48-160. [1787]
- Ders., „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede“, in: ders., *Historische Schriften und Erzählungen*, Bd. 1, hg. v. Otto Dann, Frankfurt/M., 2000, S. 411-431. [1789]
- Schneider, Manfred, „Die Hand und die Technik. Eine Fundamentalcheirologie“, in: *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*, 1 (2010), S. 183-200.
- Smith, Adam, *Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichtums*, aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt, Breslau, 1794.
- Ders., *Theorie der ethischen Gefühle*, hg. v. Walter Eckstein, Hamburg, 2004. [1759]
- Ders., „The History of Astronomy“, in: ders., *Essays on Philosophical Subjects*, hg. v. W. P. D. Wightman und J. C. Bryce, Vol. III of the Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith, Indianapolis, 1982, S. 33-105. [1759/1795]
- Ders., *Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker*, hg. v. Erich W. Streissler, Tübingen, 2005. [1776]
- Steiner, Uwe C., „Gespenstische Gegenständlichkeit. Fetischismus, die unsichtbare Hand und die Wandlungen der Dinge in Goethes Herrmann und Dorothea und in Stifters Kalkstein“, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 74, 4 (2000), S. 627-653.
- Tanner, Jakob, „The Conspiracy of the Invisible Hand. Anonymous Market Mechanisms and Dark Powers“, in: *New German Critique* 35, 1 (2008), S. 51-64.
- Vogl, Joseph, *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, München, 2002.
- Walpole, Horace, „The Castle of Otranto“, in: Peter Fairclough (Hg.), *Three Gothic Novels*, London, 1968, S. 37-148.